

# A 1979 Eisenheim Oral History

Jh: Lutz Niethammer (Hg.),  
Wohnen im Wandel. Wuppertal  
1979, 35/61.

Roland Günther

## Eisenheim

Die Erfahrung einer Arbeiterkolonie

*Einleitung: Zur Geschichtsschreibung aufgrund mündlicher Aussagen*

Die große Masse der Menschen, die die Geschichte gemacht, erfahren und erlitten hat, wurde von den Geschichtsschreibern so gut wie niemals befragt. Sie blieb daher weitgehend aus der Geschichtsschreibung ausgeschlossen. Sie ging nur in sehr abstrakter Form in ~~die~~ ~~(Geschichtsschreibung)~~ ein – unter Oberbegriffen, die kaum mehr vermuten lassen, daß konkrete Menschen gemeint sein könnten, oder in der abstraktesten aller Darstellungsformen, in statistischen Daten. Daher läßt Bertolt Brecht einen »lesenden Arbeiter« fragen:

»Wer baute das siebentorige Theben? In den Büchern stehen die Namen von Königen. Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt? Und das mehrmals zerstörte Babylon, wer baute es so viele Male auf? In welchen Häusern des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute? Wohin gingen an dem Abend, wo die chinesische Mauer fertig war, die Maurer? Das große Rom ist voll von Triumphbögen. Über wen triumphierten die Cäsaren? Hatte das vielbesungene Byzanz nur Paläste für seine Bewohner? Selbst in dem sagenhaften Atlantis brüllten doch in der Nacht, wo das Meer es verschlang, die Ersaufenden nach ihren Sklaven. Der junge Alexander eroberte Indien. Er allein? Cäsar schlug die Gallier. Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich? Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte untergegangen war. Weinte sonst niemand? Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg. Wer siegte außer ihm? Jede Seite ein Sieg. Wer kochte den Siegeschmaus? Alle zehn Jahre ein großer Mann. Wer bezahlte die Spesen? So viele Berichte, so viele Fragen.«

Wie weit die sogenannten Geschichtsmächtigen von der Wirklichkeit oft entfernt sind, formuliert der frühere Berliner Regierende Bürgermeister Heinrich Albertz: »Ich habe gesehen, wie schwierig es überhaupt für jemanden ist, der politische Verantwortung trägt, an der Wirklichkeit teilzunehmen« (ARD, 17. 3. 1978).

Wie können sich die Massen äußern, die die wichtigsten Bestandteile der »Wirklichkeit« bilden – so daß ihre »Wirklichkeit«, d. h. ihre *Geschichtstätigkeit* und *Geschichtserfahrung* (was ihnen »auf die Knochen ging«), in den Prozeß der Geschichtsschreibung eingehen? Solange nur das als Dokument anerkannt wird, was geschrieben wurde, bleiben sie ausgeschlossen. Denn: Welcher Arbeiter schreibt? Und solange nur das als Dokument anerkannt wird, was ritualisiert ist (in welcher Weise auch immer), ist er nicht dabei – denn er ritualisiert nicht, sondern unterhält sich mit seinem Arbeitskollegen oder Nachbarn. Er hält keine Festrede (deren Inhalt – wie Murray Edelman vermutet<sup>1</sup> – oft das Gegenteil der Wirklichkeit ist. Er gibt keine Manifeste heraus (die oft eher Wunschenken als Realität spiegeln). Nur gelegentlich haben Wissenschaftler die Aussagen des »gemeinen Mannes« festgehalten: in den Sozialwissenschaften mit Hilfe der Methode der teilnehmenden Beobachtung und des (immer noch selten angewandten) Intensiv-Interviews, in der Volkskunde, z. B. in Schweden, wo seit 1945 »Oral History« betrieben wird<sup>2</sup> mit Stenografie und Tonband (sowie mit vielen Fotos), und in der Völkerkunde<sup>3</sup> sowie in politischen Reportagen (Erika Runge)<sup>4</sup>. Dieser Ansatz hat sich in Amerika und England am weitesten entwickelt. Einen neuen Auftrieb hat er seit 1972 in Großbritannien mit der Zeitschrift »Oral History« (= Geschichtsschreibung aufgrund mündlicher Aussagen) erhalten<sup>5</sup>.

Um dieselbe Zeit entwickelte der Verfasser zusammen mit Kollegen seine Forschungen in Arbeitersiedlungen des Ruhrgebietes, vor allem in der Arbeitersiedlung Eisenheim. Sie arbeiteten unter dem Aspekt einer sozialwissenschaftlich orientierten Baugeschichte. Mitgeschriebenes und Tonbandaufzeichnungen bildeten eine wichtige Grundlage der Untersuchungen (eine andere war die Fotografie, d. h. die Dokumentation des Nutzerverhaltens in der Architektur)<sup>6</sup>.

Die Aufzeichnung mündlicher Aussagen ermöglicht es den Bewohnern, *selbst* die Inhalte, Fragen und Raster der Geschichtsschreibung zu bestimmen. Sie sagen selbst, was für sie wichtig ist. Vergleicht man ihre Aussagen mit den Aussagen, die Bauhistoriker unter gängigen fachwissenschaftlichen Gesichtspunkten machen, dann muß der »geradezu himmelschreiende Unterschied« auffallen.

Der folgende Beitrag zu einer Geschichtsschreibung mit Hilfe mündlicher Aussagen ist ein Ansatz zu einer »Architekturgeschichte von unten«. Diese weiterzuentwickeln ist eine Zukunftsaufgabe aller Kollegen, die unter Geschichte nicht mehr »Herrschaftsgeschichte« oder »Monumentalgeschichte der Architektur« verstehen. Die mündlichen Aussagen der Bewohner helfen uns, eine genauere Erfahrung der Geschichte zu machen – nämlich zu sehen, in welcher *differenzierten*<sup>7</sup> und *vielfältigen* Weise sich das Leben in der Arbeitersiedlung abspielte. Das ist zunächst der Direktheit der Ausdrucksweise unserer Gesprächspartner zu danken<sup>8</sup>:

Angehörige der Mittelschicht neigen dazu, die Verbalisierungsfähigkeit als rein formale Fähigkeit überzubewerten: Inhaltliches zählt häufig erst an zweiter Stelle. Sie tendieren dazu, sich durch Sprache von der Realität abzuheben, sich ihr zu entziehen (sprachliche Abstraktion, Armut an Anschaulichkeit und konkreten Beispielen). Dagegen ist die Arbeitersprache immer *realitätsbezogen*. Arbeiter benutzen ihre Sprache als Kommunikationsmittel, nicht als Statussymbol. Daraus ergeben sich ihre spezifischen Qualitäten:

Die Arbeitersprache ist *konkret*, d. h., sie knüpft grundsätzlich an eigene Erfahrungen an und macht dadurch die Inhalte durchschaubar und kontrollierbar.

Die Arbeitersprache ist *direkt*. Sie arbeitet viel mit Imperativen, handfestem Worten und wörtlicher Rede. Sie kommt ohne das umfangreiche Arsenal an Distanzierungs- und Relativierungsmöglichkeiten der Mittelschichtensprache aus (»würde«, »könnte«, »hätte«).

Die Arbeitersprache ist *spontan*. Das zeigt sich beispielsweise am Aufbrechen grammatikalischer Strukturen und an den relativ häufigen Neuschöpfungen von Wörtern.

Die Arbeitersprache ist keine Schriftsprache, sondern eine ausgesprochene *Sprechsprache*. Deshalb sind nichtverbale Elemente wie Mimik, Gestik und räumlich-körperliche Aktion in ihr sehr wichtig.

Die folgenden Aussagen spiegeln im wesentlichen die Lebensverhältnisse, wie sie in den *zwanziger und dreißiger Jahren* bestanden. Im kleinräumlichen Bereich besteht eine Kontinuität bis zum Ende der fünfziger Jahre. Die Veränderungen seit dieser Zeit können hier nicht dargestellt werden. Es wäre zu fragen, welche Strukturen dauerhaft blieben und welche sich veränderten. Dieselbe Frage müßte für die Zeit vor 1920 gestellt werden. Zur Sozialgeschichte der Siedlung gehört auch die jüngste Entwicklung. Sie ist an anderer Stelle ausführlich dargestellt worden<sup>9</sup> und wird daher nur mit einigen Sätzen angedeutet.

### *Arbeit*

»Vor dem Ersten Weltkrieg waren wir Sklaven. Wir waren noch Leibeigene. Unsere erste Rettung war der Erste Weltkrieg: der Aufstand. Da hat sich das Volk aufgelehnt. – Dann haben wir alles aus der Hand verloren. – Nach dem Zweiten Weltkrieg ging's aufwärts. Jetzt sind sie aber wieder dran, alles wieder aus der Hand zu geben.«

»Der Arbeitgeber, der Kapitalist, hat so eine Macht über mich gehabt, daß ich für einen Appel und ein Ei gearbeitet habe. Wenn du was machtest, wenn die Arbeiter was machten, dann kam der Schutzmann mit einem langen Degen und hat draufgewichst.«

»Mein Vater war immer erpicht auf viel Arbeit. Ich hab ihm mal gesagt: Wenn du stirbst, dann kriegste mal ein Pferdeseil aufs Grab; mehr haben se nicht für dich übrig. – Mein Vater war Spülmeister. Er war mal vier Tage und Nächte unter Tage.«

»Ich konnte anfangs weinen im Pütt, so ne Maloche. Ich vergeß das nicht: am 21. April 1921, Revier 7, Schacht 4. Ich sagte: Gustav, ich schaff das nicht. – Die Lehrhauer haben Kohle gemacht, und wir mußten die Kohle wegschaffen. Ich hab den Wagen nich rumgekriegt.«

»Früher an der Walze standen die Männer die ganzen zwölf Stunden ange-

bunden. Da haben sie keinen Hunger gehabt, so haben sie geschwitzt – die haben nur getrunken. Ich hab jeden Mittag den Henkelmann hingebracht.\*

»Jedesmal wenn du gekündigt wurdest, wurde das in den Papieren vermerkt, weswegen du entlassen wurdest. Da kriegtest du keine andere Stelle, obwohl Leute gesucht wurden.\*

»Wenn ich an die Zeiten zurückdenke – ich krieg immer ne Gänsehaut: die dauernde Drohung, daß du rausfliegst. Die Existenzangst: ohne Grund raus. Da durftest keinen Stein in der Kohle haben. Wenn du dann noch vier Kinder zu Hause hattest, wie kanstest denn da durch.\*

»Im Dritten Reich hieß es: Befahrung kommt, der Direktor. – Da waren Steine durchgebrochen, aber nicht in meiner Arbeit. Da sagt der Direktor: Sie kriegen Ihre Haue entzogen. Ich sagte: Das ist doch gar nicht meine Haue. – Egal, sagte der. Da ging ich zum Vertrauensrat. Der sagte: Du mußt Deine Mütze untern Arm nehmen und Dich dafür entschuldigen. Ich sagte: Aber das tue ich nie; ich krieg auch anders Arbeit. – So waren die Vertrauensleute damals.\*

»Wir haben früher 35 Schichten im Monat gemacht. Heute machen se 22 Schichten.\*

»Weihnachten bin ich arbeiten gegangen. Alle haben das gemacht. Aber man muß auch mal sagen: Schluß ! Abspannen!\*

»Die Männer sind alle kurz hintereinander gestorben. Fink ging weg im Mai, im Juli ging Knopke weg, dann Adamcak, im November Richard. Alle innerhalb eines Jahres. Sie waren im Schnitt alle 56, 60 Jahre. Richard hat einen Monat seine Rente gekriegt.\*

»Was haben wir verdient damals ? 1928 6,11 Mark pro Tag – das war der Hauer-Mindestlohn. Der Durchschnitt stand auf 7,35 Mark – wohlverstanden: als Hauer. Wir haben gekriegt: 50 Mark Abschlag jede 10 Tage, wenn wir 60 kriegten, wars viel. Da haste auf den Kalender geguckt: Wann gibt es Geld? – Das haste heute nicht mehr nötig. – Wir haben hier an Miete wenig bezahlt: 30 Mark. Aber vorher die Oma, die hat 11 Mark bezahlt; nachher kletterte sie. In Oberhausen, in den hohen Häusern an der Brücktorstraße, haben wir vorher 35 Mark gezahlt. Unsere Wohnung in Eisenheim war günstiger, das war die billigste Wohnung weit und breit. Die war in der Regel 50 Prozent billiger, wenn nicht sogar 100 Prozent.\*

»1930 hab ich 300 Mark verdient. 1970 2 000 Mark.\*

»Erst nach dem Zweiten Weltkrieg kamen wir aus – mit dem Geld, ohne Garten. Vorher war immer vor der Löhnung Schmalhans Küchenmeister. Dabei haben wir sogar den höchsten Lohn gehabt.\*

»Wir haben den Krieg bezahlt. Wir haben den Wiederaufbau bezahlt. Wir sind ja nur noch am Zahlen.\*

### *Folgen der Politik*

#### *Ruhrkampf 1920*

»Der alte Wender aus dem Haus Fuldastr. 3 (abgerissen) war bei den Spartakisten. Den hat die Reichswehr in Osterfeld erschossen. Aus Eisenheim wurden damals 11 Mann umgelegt – ohne Gericht; obwohl wir die Waffen niedergelegt hatten.\*

»1920 wurde der Scheffler von den Freichorps ermordet. Und mehrere weitere Arbeiter. Sie wurden im Hof der Gaststätte Husemann an der Botroper Straße gegenüber der Pankratius-Kirche am Karsamstag erschossen.\*

#### *Ruhrbesetzung 1923*

»1923 rückten Belgier und Franzosen zur Ruhrbesetzung ein. Die Franzosen hatten ein kleines Lager am Stellwerk im Grafenbusch. Unternehmer und Arbeiter rührten keine Hand für den Feind. Das wurde teuer für die Besatzer. Die Kumpels fuhrn zwar ins Bergwerk ein, machten aber nichts. Kein Zug fuhr. Das Stellwerk war unbrauchbar gemacht worden. Motto: Wo du eine Kiste siehst, da laß dich nieder, der passive Widerstand, der kommt nie wieder.\*

#### *Weltwirtschaftskrise*

»Zu den 6 Millionen Arbeitslosen kamen noch 2 Millionen nicht registrierte Kurzarbeiter. Wir haben 1931/32 bei der Gutehoffnungshütte manchmal wöchentlich vier Feierschichten gehabt.\*

#### *Nazis*

»Die Nazis haben sich vor 1933 in keiner Kolonie in Osterfeld getraut, in Uniform aufzutreten.\*

»1933 wurde das Betriebsrätegesetz von 1920 aufgehoben. Die Nazis machten das Gesetz zur Ordnung der Nationalen Arbeit. Der erste Satz des neuen Gesetzes hieß: Führer des Betriebes ist der Unternehmer. Am 2. Mai 1933 wurde an die Stelle der aufgelösten Gewerkschaften die Deutsche Arbeitsfront gesetzt. Da waren auch die Unternehmer drin. Wir Ar-

beiter haben dazu gesagt: Schafe und Wölfe in einem Stall.«

»Am Anfang, nach 1945, haben wir natürlich an Sozialisierung gedacht, aber daraus ist nichts geworden.«

»In der ersten Zeit, 1933, gab es in Eisenheim noch Widerstand gegen die Nazis. Mindestens ein Eisenheimer war 1933 in Schutzhaft.«

»Aber nach den ersten Monaten war niemand aus Eisenheim mehr aktiv im Widerstand, politisch organisiert. Dann wäre man weggeholt worden. Was wäre aus der Familie geworden?«

»Es gab nach 1933 kaum Nazis in Eisenheim.«

»Die Nazis zogen hier am 1. Mai durch die Siedlung. Die Leute waren nicht so für die Nazis. Ich hab' nachher geschimpft.«

»Es gab viel Unmut über die Nazis. Bei Unterhaltungen wurde gesagt: Das ist Scheiße, was die Nazis machen, großer Mist! Es hat keiner aus der Siedlung einen anderen angezeigt und in die Pfanne gehauen.«

»Die russischen Kriegsgefangenen waren in einem Lager direkt an der Zeche Osterfeld eingesperrt. Wir waren human gegen sie. Wir haben ihnen was zu essen und Rauchmaterial gegeben. Ich hatte auch ein paar Russen unter Tage bei mir. Ein Dubbel [Butterbrot] und so was fiel immer für sie ab. Ich hab mich mit den Leuten unterhalten. Sie haben mich immer gefragt: Warum der Deutsche immer kloppen? – damit meinten sie die Wachmannschaften im Lager.«

»Der Döring war Nazi. Der verschwand 1945.«

### *Katastrophe*

»1944 gab's hier eine große Katastrophe. Wir saßen alle im Bunker, da kam vorübergehend Entwarnung, viele gingen nach draußen, unterhielten sich vorm Bunker – da fiel plötzlich eine Luftmine. Über 50 Menschen waren tot, aus vielen Familien. Und rundrum viele Häuser schwer beschädigt.«

Es wurden in vereinfachter Form wieder aufgebaut die Häuser: Fuldastraße 11 und 13, Werrastraße 6, 8, 1, 3, 5 und 7 und Wesselkampstraße 39.

»Unser Haus war seit 1944 kaputt. Brandbombe. Großer Knall. Haushohe Flamme. Ich hab dann notdürftig den Stall ausgebaut. Da haben wir noch lange nach dem Krieg drin gewohnt.«

### *Die Entstehung der Arbeiter-Siedlung*

»Eisenheim wurde auf dem Acker eines Osterfelder Bauern gebaut, der Wesselkamp hieß. Daraus heißt eine Straße Wesselkampstraße. Der Acker war 32 Morgen groß. Zwei Morgen sind etwa ein Fußballplatz.«

### *Macht*

Die Gemeinde Osterfeld wollte 1844 nicht, daß hier gebaut wird. Denn wenn jemand von den Bewohnern krank wurde, mußte sie für ihn bezahlen. Aber die Hütte hat einfach gebaut – ohne zu fragen. Sie hatte so viel Macht, daß der Innenminister sie nicht bestrafte und nachträglich alles genehmigte – ein Beispiel für die Abhängigkeit der Regierung von Wirtschaftsunternehmen.

### *Der Ortsname*

1844 schreibt die Gutehoffnungshütte an den Amtmann Tourneau in Bottrop: Eisenheim, das eine halbe Stunde Fußweg von Dorf Osterfeld liegt, soll ein »neues kleines Dorf« bilden – allerdings ohne Verwaltung. Die Hütte stellt den Antrag, daß es offiziell den Namen »Eisenheim« erhält. Drei Jahre später (1847) – die Verwaltung war wohl schon immer langsam – wird der Antrag von der Bezirksregierung in Münster gebilligt.

### *1. Bauphase*

1844 werden gebaut: Sieben Meisterhäuser in der Sterkrader Straße. (Sie wurden 1964 abgerissen; heute stehen dort die Mietshäuser der Sterkrader Genossenschaft.) Vier Meisterhäuser in der Wesselkampstraße (Nr. 27/29 und 31/33). Das Haus für die ledigen Arbeiter in der Fuldastraße (Nr. 5/7) – »Kaserne« genannt.

### *Kaserne*

Das Haus Fuldastraße 5/7 wurde lange Zeit vom Werk »Kaserne« genannt. Man sieht daran, wie man mit den ledigen Arbeitern umging, die hier ihre Zimmer hatten. Auch die Straße hieß »Kasernenstraße« – bis 1929. Friedrich der Große hatte in Berlin 1769 den Kasernentyp in den Wohnhausbau eingeführt – für arme Leute. Kurz vor 1900 wurde das Haus umgebaut – für die Familien von Meistern. Der Kasernentyp ist hier abgemildert – viel-

leicht unter holländischem Einfluß. Das Haus sieht aus wie ein Reihenhaus mit zwei Geschossen – wie man sie in niederrheinischen Kleinstädten fand. Auf dem Land hatte man solche durchgehenden Häuser nicht gern, vor allem der gemeinsame Flur führte zu Klagen. Die weiteren Wohnungen erhielten stets einen eigenen Eingang.

»Ganz ursprünglich waren hier die Junggesellen von der Hütte drin. 1844. Deshalb haben sie das Haus ‚Kaserne‘ genannt. Auch die Straße wurde Kasernenstraße genannt – bis 1929« (dann wurde sie in Fuldastraße umbenannt).

### 2. Bauphase

In der zweiten Bauphase – zusammen mit den Häusern an der Berliner Straße – werden 1865/66 die beiden Meisterhäuser Wesselkampstraße 19/21 und 23/25 gebaut. Sie erhalten jetzt nicht mehr das Aussehen von Stadthäusern wie die Häuser nebenan von 1844, sondern von ländlichen Häusern: das Dach wird weiter heruntergezogen.

1865/66 werden in der Berliner Straße weitere sieben Häuser gebaut (Nr. 8, 10, 12, 14, 16, 18, 20). Der Bautyp stammt aus englischen Industriestädten. Dort legten Wohnungsspekulanten an vielen Straßen lange Häuserreihen an. Hinten in den Höfen fügten sie an diese Häuserreihe, direkt an die Rückwand, eine weitere an – also Rücken an Rücken (Back-to-back-Haustyp). Sie machten in England ihr Geschäft mit der extremen Ausnutzung des Bodens. Hier in Eisenheim war die Hütte vernünftiger. Sie setzte immer zwischen zwei Wohnungen ein Stück Grün und ließ auch an der Rückseite der Häuser viel Land.

### 3. Bauphase

Das Haus Wesselkampstraße 35 wird 1872 gebaut. Es ist das älteste erhaltene Haus mit einem »Kreuzgrundriß«. Dies ist ein Haustyp, der an allen vier Seiten eine Wohnung hat. Sein Vorteil: jede Familie hat das Gefühl, eine eigene Hauswand zu haben. Alle weiteren Eisenheimer Häuser wurden in derselben Weise gebaut. Viele Ruhrgebietssiedlungen haben ebenfalls Kreuzgrundrißhäuser. Der »Erfinder« dieses Haustyps ist nicht bekannt – muß aber ein einfallsreicher Architekt gewesen sein.

### 4. Bauphase

Mit der Konjunktur am Jahrhundertende wird in Eisenheim wieder gebaut. 1897 entstehen die Häuser in der Eisenheimer Straße (1, 3, 5, 7, 9, 11, 2, 4, 6 und 8).

### 5. Bauphase

Kurz nach den Häusern von 1897 werden 1901 weitere Häuser gebaut: in der oberen Berliner Straße (4, 6), in der kurzen Wesselkampstraße (39, 41, 43; Nr. 42 1970 abgerissen), in der Werrastraße (2, 4, 6, 8, 19, 1, 3, 5, 7) und in der Fuldastraße (11, 13; Nr. 3 abgerissen).

»Die Bergarbeiter wohnten in der Koloniestraße (heute Werrastraße), in der Eisenheimer Straße und in der Kurzen Straße (heute [obere] Wesselkampstraße). In der Kasernenstraße (heute Fuldastraße) wohnten Walzwerksarbeiter, in der Berliner Straße wohnten Walzer und Stahlkocher, auf der Wesselkampstraße wohnten überwiegend Vorarbeiter und Schichtführer.«

### Eigentumsverhältnisse

1908 sind in Oberhausen 8 Prozent aller Wohnungen im Besitz der Gutehoffnungshütte. 1942 hat sie 7 606 Wohnungen. Nach der Entflechtung der Konzerne 1953 kam Eisenheim zu den Hüttenwerken Oberhausen AG bzw. zur Bergbau AG. 1972 zur August Thyssen-Hütte AG. Die Wohnungsverwaltung liegt seit 1968 bei der Ruhrkohle AG.

### Meisterhäuser

»In Eisenheim war die Arbeiterschaft gespalten: es gab Arbeiter, Vorarbeiter und Meister.«

»An der Sterkrader Straße standen die kleinen weißen Häuschen, die Meisterhäuser (abgerissen). Da hab ich gedient – als Putzhilfe.«

»Ich hab' 1926 für zehn Mark im Monat beim Meister Schramm im Mei-

sterhaus auf der Sterkrader Straße den Haushalt gemacht. Er war nicht eingebildet, er hat immer mit mir gesprochen.«

»Vor den (abgerissenen) Meisterhäusern an der Sterkrader Straße lief ein Wassergraben. Davor waren große alte Eichenbäume.«

»Die Meisterhäuser in der Wesselkampstraße waren ebenso wie die (abgerissenen) in der Sterkrader Straße weiß. Sie wurden immer gestrichen, wenn sie schmutzig waren.«

#### *Straßennamen*

»Da war die Koloniestraße. Der Name hörte sich nicht gut für die da oben an – Kolonie, das war annektiert. Wir Arbeiter haben uns über die Namen keine Gedanken gemacht. Plötzlich hieß es: Die Straße heißt Werrastraße. Wir wurden natürlich nicht gefragt.«

»Die obere Wesselkampstraße hieß Kurze Straße. Bis etwa 1965.«

#### *Die Wohnung*

##### *Baustandard*

»Für ihre Zeit und bis heute waren die Wohnungen ‚gesund‘, d. h. solide gebaut und nicht feucht.«

##### *Mieten*

»Die Mietpreise in der Siedlung lagen seit 1844 rund 20 Prozent niedriger als in Oberhausen. 1978 bezahlen wir 1 DM je Quadratmeter, d. h. rund 70 DM für die Wohnung. Nach der Modernisierung kostet der Quadratmeter 2,80 DM.«

»Die Eltern waren froh, daß sie die Werkswohnung hatten. Sie haben in den Zehnerjahren 11 Mark gekostet, dann 19 Mark, 1928/29 dann 21 Mark, mußte ich immer zur Zeche bringen, dann um 1951 35 Mark, dann 46 Mark, jetzt 80 Mark.«

##### *Wohnung*

»Die Wohnungen am Giebel waren begehrter. Da konnte man auf den Garten gucken.

Dafür sind die Hofwohnungen größer.«

##### *Familiengröße*

»Die Familie hatte im Durchschnitt fünf, sechs Kinder.«

»Ich hab' sechs Kinder gehabt. Ein Junge ist auf der Zeche tödlich verunglückt. Drei Mädchen haben in der Siedlung geheiratet.«

##### *Küche*

»Früher hat sich das ganze Leben bei den Arbeitern in der Küche abgespielt. Wir hatten große Herde, da standen die Kochpötte drauf.«

»In den zwanziger Jahren hatte unsere Küche folgende Möbel:

– Eine lange Holzbank mit Rippen an der Rückwand, für acht Mann, die hat mein Mann gemasert gestrichen.

– Ein großer Herd mit blinkenden Stangen, der war sehr breit; da konnte man trocknen drauf, ich hatte silberne Pötte drauf.

– An der Wand war ein Bord mit Töpfen mit Zucker, Mehl, Salz. Unten hingen Löffel.

– Ein großer Tisch.

– Fünf Stühle.

– Zwei Küchenschränke, lackierte, gelbe, einer schmal, einer breit, für Geschirr.«

»Natürlich war ein großer Schrank da – mit Brotkasten. Die Hauptschmiegere war Rübenkraut. Wer hat denn früher Butter gegessen? Ach, da haben wir doch gar nicht dran gedacht.«

»Der Fußboden in der Küche war rot oder grün gestrichen. Er wurde mittwochs und samstags gescheuert. Da gab's keine Teppiche.«

»Unsere Mutter hatte schon um halb 4 den Kamin am Brennen. Um halb 5 hatte sie die Wäsche schon draußen. Da reden die Alten heute noch davon.«

»In der Küche kannst du so sitzen, wie du reinkommst. Ohne dich umzuziehen.«

»Mit dem Besuch saßen wir fast immer in der Küche.«

##### *Flur*

»Samstags legte die Mutter alte Säcke auf die Steine im Flur – damit sie nicht dreckig wurden. Sonntagmorgens hat sie sie weggenommen – daß der Flur schön sauber war.«

»Im Flur waren gelbe und blaue Steine. Die wurden mit dem Pinsel mit Schmierseife eingerieben und dann feste gescheuert.«

##### *Wohnzimmer*

»Ins Wohnzimmer ging man nur sonntags rein. Kam keiner rein. Oder

Weihnachten. Nur an Festen. Die Kinder durften da dann drin tanzen – abends. Mit Grammophon. Alles schmutzig machen – ne! Ich hab' zuviel Arbeit gehabt.«

»In den zwanziger Jahren hatten wir im Wohnzimmer folgende Möbel:

- ein Sofa,
- ein Tisch,
- ein Vertiko, so eine schmale Mahagoni-Anrichte, mit Bildern drauf, einem Spiegel, da war Wäsche drin, das war schön,
- Stühle, mit Wachstuch überzogen, damit sie nicht schmutzig wurden,
- eine Holzkrippe für Blumen,
- ein runder Ofen aus Eisen,
- ein Linoleumteppich, den man bohnen mußte.«

»Die Oma hat neun Jahre bei uns gewohnt. Wir sind sehr gut miteinander ausgekommen. Sie hat im Wohnzimmer geschlafen. Das war 'ne Ausnahme.

Das Wohnzimmer war bei vielen anderen das ein und alles. Das hielten sie hoch in Ehren. Das war das Prunkstück. Die Alten ließen die Kinder nicht rein: da war ein Vertiko, schöner großer Spiegel, ein Sofa, ein paar Bilder. Als ich 'ne Wohnung hatte, hab' ich das Wohnzimmer auch benutzt.«

### *Schlafzimmer*

»Vater, Mutter, Ilse, Margret, Brunhilde, Manfred, Anneliese, Karin – wir waren zu acht. Wir Eltern haben allein im Zimmer geschlafen, die Karin haben wir in unser Zimmer genommen, in einem Körbchen. Die anderen fünf haben alle im Kinderzimmer geschlafen – wo sollten sie sonst schlafen? In drei Betten. Ilse, Margret und Brunhilde haben in einem Bett geschlafen, das war so breit, wie das Sofa lang ist, mit schönen Matratzen, war schön im Winter. Der kleine Junge hatte ein eigenes Bett. Später schlief der Manfred auf dem Flur.

Für das Schlafzimmer aus Eiche würden sie heute Geld geben.«

»Die Eltern hatten meist die Mädchen mit im Zimmer, die Jungens waren im anderen Zimmer.

Oft stand auch im Flur ein Bett. Ich wüßte nicht, daß einer in der Küche geschlafen hätte.«

»Die Betten hatten so eine Krone, dann seitlich Pfosten. Da konnten drei Personen nebeneinander schlafen – die drei Mädchen.«

»Der Fußboden im Schlafzimmer war aus Holz, gestrichen. Rot. Er wurde erst gewischt und dann gebohnt. Jeden Freitag.«

»Nach dem Krieg haben wir Kinder auf Matratzen auf dem Boden geschlafen.«

### *Keller*

»Kühlschrank – gab's noch nicht. Wir hatten einen großen Zinktopf im Keller, mit dem man Wäsche machte – der stand im kühlen Keller, das war unser Kühlschrank: für Brot, Butter, Wurst. Das hat sich gehalten.«

### *Heizung*

»Die Wärme in der Wohnung gab's nur vom Herd.«

### *Möbel*

»Die Möbel haben früher 40 Jahre gehalten. Da hat doch keiner Möbel weggeschmissen.«

### *Beleuchtung*

»Früher gab's Öllampen. Die hingen an der Wand. Wir hatten nur in der Küche und im Wohnzimmer welche – im Schlafzimmer nicht. Wenn wir nach oben gingen, ins Schlafzimmer, mußten wir eine Kerze auf einem Tellerchen mit hochnehmen. Der Vater ging immer mit, weil er Angst hatte, daß mit der Kerze was passierte. Heute knipst du einfach.«

»Wir hatten Gaslicht. In die Uhr mußteste einen Groschen reinwerfen, wenn du Licht haben wolltest.«

»Als ich 11 Jahre alt war, 1921, kam die Elektrik auf. Da wurden die Rohre auf die Wand gesetzt. Die Lampen waren wie so ein Teller.«

### *Wandanstrich*

»Die Küche war früher gekalkt. Und dann mit der Rolle übermalt – das hat der Richard Waltersdorf gemacht. Umsonst. Ich hab' ihm aber immer was gegeben. Im Schlafzimmer hat ein Anstreicher alles so Palmen gemalt – mit der Hand.«

### *Tapeten*

»1954 haben wir die ersten Tapeten gekriegt – im Schlafzimmer. Ich hatte nicht viel Geld. Ich kriegte neue Decken. Dann kriegte das Kinderzimmer Tapeten.«

### *Fenster*

Gardinen haben wir immer gehabt. Schon als Kind. In Holland ja nicht, da mußten sie Steuer dafür zahlen. In die Mitte kam so eine Spange; oder ein blaues Band mit einer Schleife. Einer hatte sie schräg. Oder so kleine Gardinen – unsere Großmutter sagte immer: Pissewitkens. Das waren so Armeleutgardinen. Die waren fertig und kosteten 25 Pfennig. Hornringe wurden auf Stängchen getan. Das mußten wir immer putzen.\*

»Früher hatten se Zeit, so was zu machen: so profilierte Fenster. Nach 1945 hätten se das auch machen können, war doch nicht viel Aufwand.«

»Die Holzfenster waren früher dunkel gestrichen. Erst nach dem Krieg wurden sie weiß gestrichen. Weiß ist freundlicher. Die Gardinen kommen besser zur Geltung.«

#### *Sanitäres*

»Der Lokus wurde im Stall angelegt. Früher war das vorteilhaft: im Haus hat es nicht gestunken, und es gab kein Ungeziefer. Daher wurden ja auch die Toiletten in den Mietshäusern lange Zeit getrennt von der Wohnung im Treppenhaus eingerichtet. Erst mit der Entwicklung und Verbilligung des Geruchsverschlusses im Lokusbecken und der Wasserspülung seit den zwanziger Jahren konnte man die Toiletten ins Haus bringen. Nach fünfjährigem Kampf – von 1972 bis 1977 – haben wir Eisenheimer das endlich geschafft.«

#### *Das Wohnumfeld*

##### *Feierabend*

»Nach der Arbeit waren die Kumpels so fertig, daß sie sich eine Stunde hingelegt haben, richtig fest geschlafen, aufm Sofa im Wohnzimmer. Dann hat der Kumpel die Zeitung genommen, gelesen: den ‚Generalanzeiger‘, vor allem Sport. Dann hat er sich draußen auf die Bank gesetzt – da kamen die anderen und haben sich unterhalten. Wie die Sonne unterging, ging er in den Garten, zog Unkraut raus; oder Möhren. Von 9 bis 10 Uhr hat er gelesen.«

##### *Die Bank vor dem Haus*

»Wenn man abends die Kinder im Bett hatte, die Kleinen um halb 8, die größeren um 8 Uhr – dann haben wir auf der Bank vorm Haus gegessen und ein bißchen gequatscht – mit Nachbarn. Dann hat der mal ein Fläschchen Bier geholt, mal der; nicht immer – es war sehr gemütlich. Meistens bis 10 Uhr. Dann mußten die Männer ins Bett, weil sie morgens früh raus mußten. Willi hatte viel Nachtschicht – da konnte er nicht viel draußen sein.«

»Alle saßen schon immer vor der Tür. Wer keine Bank hatte, hat sich einen Stuhl mitgenommen.«

»Wenn auch schon mal wat gelogen war, wat erzählt wurde, es hat sich gut angehört, war sehr lustig, und wir haben sehr darüber gelacht. Der Karl wollte doch nur die Leute unterhalten, und der konnte das. Die Oma hat immer besonders gern zugehört.«

»Wenn mal jemand hierher kam, da ist er stehengeblieben: alles saß spätnachmittags vor der Tür. Und dann gegen Abend, dann kriegte der eine oder andere mal Lust zum Spielen – dann holte er sein Akkordeon raus, dann setzt er sich draußen auf die Bank hin, dann wurde gespielt. Da saßen se alle draußen.«

##### *Vordach*

»So wie du ein Vordach hast, so war das von jeher fast an jedem dritten Haus. Viele haben da Wein angepflanzt, so wie bei Brandt. Verschiedene hatten es oben zu [d. h. überdeckt] – verschiedene offen.«

##### *Die Hausecke*

»Ich kann auf die Straße gehen, ich komme aus der Tür und stelle mich vorn an die Hausecke – das ist so meine Art. Dann ist da der alte Rudi Rech, da kommt der alte Schulmann. Da reden wir miteinander.«

##### *Wohnweg*

»Auch früher konnte man überall am Haus durchgehen. Auf'm Hof konnte jeder laufen.«

»Wir haben auf dem Hof, auf dem Wohnweg Kreis gespielt, Handball, gehüpft. Da hat keiner was gesagt. Nicht geschimpft, keiner hat was gesagt, wenn wir Kinder Krach gemacht haben.«

»Ab und zu kamen Musiker auf den Hof (Wohnweg). Die kriegten 10 Pfennig. Dann haben die Frauen zusammen getanzt.«

##### *Stall*

»Jeder Bergmann hat hier Schweine gehabt, weil die fett essen mußten.«

»Jeden Freitag wurde die Mistkuhle vom Bauern Freitag geleert.«

»Auf dem Giebel vom Stall stand der Hühnerstall.«

»Die Stäbe an den Stallfenstern sind ein Schutz, daß nicht gestohlen wurde. Wir hatten alle Schweine. Der Oma haben se mal ein Schwein gestohlen. Vorsichtshalber ließ sie Gitter anbringen. Aber sonst wurde hier nie gestohlen. Die Leute waren ehrlich.«

#### *Aschen-Kuhle*

»Hinter dem Zaun, später hinter der Hecke, genau in der Mitte hinter dem Stall, war die Asch-Kuhle. Alles, wat se so hatten: Asche, olle Pötte und so. Das wurde dann gelegentlich abgeholt von der Zeche. Da flog das nicht rum.«

#### *Garten*

»Als mein erster Sohn geboren wurde, haben wir im Garten einen Pflaumenbaum gepflanzt. Als der zweite geboren wurde, einen Kirschbaum. Die Söhne sind jetzt schon flügge. Da können Sie sich vorstellen, wie schön meine Obstbäume tragen. Das möchte man ja nicht aufgeben. Das kann einem niemand im Hochhaus bieten. Das bißchen Balkon – damit möchte ich nicht tauschen.«

»Mein Vater hatte schon einen dicken Gummischlauch – für's Land, zum Spritzen. Seit 1900.«

#### *Hecken*

»Ursprünglich standen überall Spalierlatten, so schräge. Nach dem Ersten Weltkrieg pflanzten sie Dornhecken – von der Zeche. Zuerst längs vom Feld entlang. Später Lingusterhecken. Ich glaub', das Holz war zu teuer, daher pflanzten sie Hecken.«

»Gärtner von der Zeche haben die Hecken angepflanzt. Die Zeche hat auch die Hecken geschnitten. In den sechziger Jahren hat die Zeche damit aufgehört.«

#### *Lauben*

»Lauben gab's schon ewig. Schöne Lauben, da saßen die Leute drin: zum Kartenspielen, sich unterhalten, mit Nachbarn, trinken sich einen, viel gemütlicher als heute. Wenn die Leute schwer gearbeitet haben, haben sie sich auf so was richtig gefreut. Ne Laube bauen konnte jeder, die hatten alle Talent. Schöne Lauben; nicht hoch.«

»Wir hatten eine große Laube vor dem Giebel. Kam kein Regen durch. Da standen Stühle. Meine Mutter hat dort immer gestrickt, ich auch, die Ur-oma Stappert hat am Spinnrad gesessen. Die war 94 Jahre. Und noch getanzt wie 'ne Junge.«

»Die Eisenheimer haben ihre Lauben sehr gut gebaut. Fürs Auge. Gemütlich. Daß es nach was aussieht.

Das Bergmannszeichen Hammer und Schlegel dran.«

»Die Frau Berns hatte 'ne große Laube; die war ganz zu – 10 Meter lang; da wurde getanzt.«

#### *Straße*

»Die Straße war nicht gepflastert. Wie die Feldwege sind: Packlage und Schotter. Der hat sich festgefahren. Die Bürgersteige waren aus Erde. Die Leute haben sich oft selbst was vor die Tür gelegt.«

»Die Rinne auf der Straße für das Küchenwasser war aus rotem Sandstein, etwas abgerundet. Samstags wurden die Steine überall gewienert – blitzblank.«

»Wir haben die Pferdeäpfel zusammengefeigt, mit 'ner Schüppe, und auf'n Wagen getan – für's Land als Dünger.«

#### *Bäume*

»Wir hatten hier große Bäume im Garten stehen. Auch auf'm Hof. Bis an die Fenster. Wir hatten im Sommer Schatten genug.«

»Zwischen den Häusern in der Eisenheimer- und Werrastraße standen immer Bäume.«

#### *Zaun*

»Rechts und links der Eisenheimer Straße war der 'eiserne Zaun' [aus U-Eisen]. Die Pfosten waren aus Eisen, die Gitter dazwischen aus Holz.«

#### *Straßenbeleuchtung*

»Da wohnte früher der Döring. Der hatte vorm Haus den Lampenkasten. Abgeschlossen. Abends hat er die Lampen immer angedreht. Jedes Haus hatte am Giebel 'ne Lampe. Morgens machte er die Lampen wieder aus. Auf der Zeche gab er die Grubenlampen an die Bergleute aus. Nach 1945 wurden die Lampen anders angemacht; es kamen neue Lampen.«

#### *Land*

»Meine Eltern haben sich praktisch vom Land selbst versorgt.«

»Wir hatten im Forsterbruch noch ein Stück Land gepachtet. Jetzt ist da

die GHH-Hütte.

Da haben wir nur Kartoffel und Roggen angebaut. Der Roggen wurde mit dem Dreschflügel geschlagen. Das Stroh haben wir unterm Dach im Stall aufbewahrt – für den Schweinestall. Mit der Schiebkarre mußte ich immer Kartoffel ausmachen gehen.«

»Früher nahmen die Frauen ihre ganz kleinen Kinder bei der Feldarbeit mit, machten ein Loch in die Erde und legten sie rein. So war das vor 70 Jahren.«

»Der Opa Berns war auf der Zeche, wurde früh Rentner, nach dem Krieg Pfortner – daneben hat er sein Vieh gehalten. Wenn er geschlachtet hatte, brachte er uns was – weil wir immer Abfälle aus der Küche gebracht hatten.«

»Opa Berns hatte ein Pferd gehabt, das durfte er aber nicht halten. Der Stall war zu klein. Der Berns hatte beim Bauer Kippen Land, auch am Eschenbruchs Hof. Der Opa hatte viel Land. Er hatte auch Enten, Gänse, Hühner, Schafe, Truthähne, zwei Schäferhunde, Katzen, Schweine. Wo Aribert heute die Laube hat, war früher der Schafstall. Die Oma trieb die zwei Schafe zur Weide – am Band.«

»Mein Onkel, ein Bergmann, kam zu Fuß nach Dorsten – am Wochenende, mit seiner ganzen Familie. Der war froh, daß er auf dem Land war. Er kam mit seinen 5 Kindern. Dann wurde oben auf dem Balken Stroh hingelegt und darauf geschlafen. Decke rüber und fertig. Das war einmalig schön.«

### *Kinder*

»Die Kinder haben hier Auslauf. Die Kinder, die sich frei bewegen können, die bewegen sich auch im späteren Leben frei – nicht wie in einer Zwangsjacke.«

»Um 6 Uhr mußten wir Kinder zu Hause sein: uns waschen. Dann ab ins Bett.«

»Samstagnachmittags sah man kein Kind mehr auf dem Hof. Da mußten wir nach dem Hausputz schön auf der Bank sitzen. Dann baden, um 3 Uhr. Dann durften wir ein bißchen malen, schreiben, Schulsachen machen. Um 7 Uhr kriegten wir unser Abendbrot, Händewaschen, Haare flechten, und dann mußten wir ins Bett.«

»Meine Eltern hatten einen großen Wasserkessel auf den Herd gesetzt. Dann wurde die Badewanne aus Zink aus dem Stall geholt und in der Küche aufgestellt. Und dann sind wir gebadet worden – jeden Samstag. Dann durften wir nicht mehr raus.«

»Meine Mutter hat gesagt: Stubenarrest. Geschlagen wurden wir nie.«

»Wir haben uns aus alten Lumpen Bälle gemacht.«

»Hier waren früher viel mehr Kinder. Wir waren keinen Deut besser als die Kinder heute. Haben auch allerhand Blödsinn gemacht. Aber wir waren nicht frech für die Alten. Wir haben auch nicht öffentlich geraucht. Wir durften nicht, aber haben uns trotzdem in den Furchen von den Feldern versteckt. Auch mal Stachelbeeren geklaut – die schmeckten besser [als die eigenen].

»Bei Weinfelder haben wir der Alten 'ne Rübe mit 'ner Kerze drin vor das Fenster gehalten – zum Erschrecken. Oder Klimpermännchen: 'ne Nadel genommen, schwarzen Zwirn, einen Stein drangebunden, vors Fenster – von hier aus gezogen. Wenn die Alte rauskam – aufgehört, den Zwirn sahste ja nicht. Dann weiter.«

### *Kleidung*

»Die Mutter hatte ein Waschkleid, für den Sonntag einen Samtrock – nicht jede Arbeiterfrau hatte einen –, eine Bluse mit ein paar Rüschen. Sie hatte immer die Schürze um.«

»Ich hatte einen Sonntagsanzug und einen für werktags. Und eine dritte Hose. Mehr nicht. War nicht drin. Bis 1924 gab es doch nichts. Viele hatten bis dahin Anzüge aus Jute – wie Säcke. Der Lohn war so gering. Der Sonntagsanzug wurde 10 bis 12 Jahre getragen.«

»Früher liefen die Kinder alle in Klumpen (Holzschuhen) – wie die Holländer. Im Sommer auch barfuß. Sonntags haben sie Schuhe angekriegert. Sie wurden dann wieder weggestellt – die Woche über.«

### *Sauberkeit*

»Samstagsabends, wenn die Blagen alle gebadet hatten, wurde ein Stück Soda als Einweichmittel ins Badewasser getan, dann die Wäsche da rein getan – zum Einweichen. Dann blieb das stehen. Sonntagabend wurde der große Waschkessel auf den Herd gesetzt und warm gemacht, die Wäsche rein, damit der Dreck daraus zog, und gekocht. Montagmorgens kam die Wäsche in die hölzerne Waschmaschine; da mußte man erst 30 Minuten, dann 20, später 10 Minuten schlagen – hin und her. Training. Dann mit der Hand, später mit 'nem Wringer ausgewrungen, dann aufgehängt.«

»Die Wäsche wurde im Garten, auf'm Land, aufgehängt. Bei Regenwetter im Flur und wo Platz war. Über Nacht in der Küche, auf Leinen. Oder

auf'm Wäschetrockner über'm Ofen.«

»Die Leute hier waren immer sehr sauber. Vor dem Haus fegen, die Höfe blitzblank – von selber.«

»Die Fenster wurden jede Woche geputzt. Die Zeche strich die Fenster von außen, nicht von innen.«

»Wir mußten die Rinne und die Steine jeden Freitag scheuern. Ich tat das gerne. So schön abgespült. Mit Wasser drüber. Und samstags wurde der Haushalt geputzt. Da mußten wir drin bleiben. Dann wurden wir Kinder gebadet.«

»Die Hecken verwildern lassen, das gab's früher nicht. Da lag kein Papier rum. Freiheit ist gut – aber Freiheit ist, wenn ich die Freiheit nutzen tu, zum guten Zwecke.«

### *Nachbarschaft*

»Wir haben immer zusammen gespielt – mit den Berndts, den Machais.«

»Wittke, Kahlke, Knopke und Held – die kommen aus einem Dorf in Ostpreußen. Ihm sein Vatter ist mein Pate. Die haben zusammen am Amboß gestanden.«

»Die Menschen waren aufeinander angewiesen. Die Arbeiten waren gefährlich – unter Tage, am Hochofen, im Walzwerk. Da mußten die Leute zusammenhalten. Daher haben wir ein viel besseres Zusammengehörigkeitsgefühl als woanders.«

»Wenn der Vater Nachtschicht hatte, mußte er abends um 9 Uhr gehen, um 10 Uhr in die Grube einfahren. Da sind seine Kumpels, vier Stück, immer gekommen und haben mit dem Stock gegen die Tür gekloppt (es gab keine Klingel, das war doch gar nicht Mode), langsam, nicht so feste: Hermann, komm, arbeiten. Dann kam der Vater von oben, Flasche über'm Rücken, dann sind se losgezogen – nach Schacht 4, eine halbe Stunde zu laufen.«

»In der Straße – da hab' ich jeden Namen gewußt. Wir haben früher zusammen Skat gespielt, schön gemütlich. Der Wohlstand treibt sie jetzt auseinander.«

»Du weißt ja, wie Eisenheim ist: das ist ein Volk, da unterhält einer den anderen.«

»Einer hat dem anderen geholfen. Hier der Opa Berns – mit dem haben wir uns einmalig verstanden. Wenn mein Vater fragte: ‚Heinrich, haste 'ne Schraube?‘ – der hatte immer was.«

»Hier kann ich zu meiner Nachbarin hingehen und kann sagen: Meine Frau ist im Krankenhaus, würden Sie auf die Kinder aufpassen, bis daß ich von der Arbeit komm'. Das würde hundertprozentig akzeptiert.«

### *Toleranz*

»Hiesige gab's hier nur ganz wenige. Das Ruhrgebiet ist ein zusammengewürfeltes Volk. Es gab viele Sprachschwierigkeiten. Aber: Die Leute waren toleranter wie heute. Im großen ganzen haben wir zusammengehalten, das kam von der Arbeit: dieselbe Arbeit, derselbe Lohn. Wenn sie alle egal arm sind, da halten sie alle eher zusammen, als wenn der eine viel hat und der andere wenig.«

### *Die Umgebung*

»Der Bahndamm war immer schon da. Er hat uns nicht gestört. Sonntags wurde nicht gearbeitet.«

»Früher hatten wir den Wald – gleich hinter der Wiese an der Sterkrader Straße.«

»Der Grafenbusch gehörte der Gutehoffnungshütte. Er war eingezäunt. Betreten verboten. Die GHH hatte einen Förster eingesetzt. Der GHH gehörte auch der Fernewald.«

»Der Förster Wiemann wurde ‚Kattendriewer‘ (Katzentreiber) genannt. Er wohnte im Haus neben der Wirtschaft Gößmeier, in einem Dienstgebäude der GHH.«

»Wir zogen als Kind oft in den Wald, haben Fangen, Verstecken, Brombeerentplücken, Mutter und Kind, Picknick gespielt. Das war ein schöner Wald.«

»Jeden Sonntagmorgen ging unser Vater mit uns in den Wald, in den Grafenbusch. Da hat er uns Flöten gemacht. Wir haben Kamille gesucht, Blumen mitgebracht.«

»Auf die Wiese haben sie erst Baracken gesetzt, dann die Autobahn durch den Wald geschlagen.«

»Gegenüber der Zweigstraße standen Wohnbaracken. Sie wurden 1916 errichtet – für Internierte, Zwangsarbeiter, Belgier, Griechen. 1920 wurden sie für Flüchtlings- und Auswandererfamilien und einige kinderreiche einheimische Familien umgebaut.«

### *Verkehrsmittel*

»Die Sterkrader Straße war bis 1920 nicht befestigt. Erst 1920 wurde sie ausgebaut – mit Pflastersteinen, als ‚Kunststraße‘, wie man damals sagte.

Um 1960 wurde ein Damm aufgeschüttet, dann begann Oberhausens ewige Baustelle, mit Fehlplanungen (8 Monate Straßenbahn u. a.) und viel zu viel Aufwand.«

»1898 wurde die Straßenbahn zwischen den damaligen Städten Sterkrade und Oberhausen gebaut. Aber für die Eisenheimer Arbeiter war der Fahrpreis lange Zeit zu teuer – bis um 1930.«

»Die Straßenbahn kostete 1925 20 Pfennige. Früher war das viel Geld. Wir sind mit mehreren Kindern mit der Straßenbahn in den Kaisergarten gefahren – aus Jux, wir wollten mal fahren, die Mutter hatte uns das Geld gegeben. Sonst fuhr ich nur ganz selten. Die Mutter sagte immer: Ihr habt junge Beine, lauft!«

»Um 1925 lieferten die Zechen für ihre Kumpels verbilligte Fahrräder. Preis: etwa 100 Mark – zahlbar auf Raten. Vorher hatte kaum einer ein Fahrrad. Erst seit den 30er Jahren hatte jeder dritte, vierte ein Fahrrad. In den Geschäften kriegte man – genauso selbstverständlich wie heute Gebrauchtwagen – gebrauchte Fahrräder. Preis: um 25 bis 35 Mark.«

»Früher fuhren die Kumpels mit dem Rad: ‚Töte‘ auf'm Rücken, mit ‚nem Band, Butterbrote in der Tasche.«

»Mein Mann ist zu Fuß zur Zeche Jacoby gegangen. Er wollte kein Fahrrad. Lieber laufen.«

#### *Geschichtsbewußtsein*

»In meiner Volksschulzeit wurde sehr großer Wert auf die Geschichte der Fabriken gelegt, zum Beispiel die Entstehung der Antonvütte (der ältesten Eisenhütte des Ruhrgebietes in Oberhausen-Osterfeld). Das hat uns interessiert. Es wurde auch als Geschichte der Arbeiter dargestellt. Natürlich wurde dann auch die Geschichte der Familie Haniel (des Unternehmers) vorgeführt – sie wurde dann besprochen wie die Heiligen. Was die Haniels alles für die Arbeiter getan hätten! Damals in der Volksschule haben wir das geglaubt. Ich habe dann aber schnell gemerkt, daß die Haniels uns nur deshalb so gerne gehabt haben, weil wir für sie gearbeitet haben.«

»Als Kind, mit 9 Jahren (1919), habe ich erfahren, daß Eisenheim die älteste Arbeitersiedlung ist. Meine Eltern haben es mir erzählt. Sie waren stolz darauf.«

#### *Rettungs- und Entwicklungsaktionen*

»Eisenheim galt immer als eine Mustersiedlung. Aber als der Bergbau bankrott ging und das Geschäft mit den Wohnungen anfang, als die Unternehmer lieber Hochhäuser bauten, da fingen sie an, uns schlechtzumachen. Da waren wir plötzlich nichts mehr wert. Wir haben das nie geglaubt.«

#### *Abrißdrohung*

»Seit 1958 sollte Eisenheim abgerissen werden. Wir mußten fast 20 Jahre mit der Abrißdrohung leben – das war ein richtiger Psychoterror. Eisenheim abreißen? Da bleibe ich wohnen, solange ich lebe. Die wollten uns da so Hochhäuser hinbauen – und dann, was haben wir dann? Die Nachbarschaftshilfe, die ist schon mal hin, die Kameradschaft.«

»Ich wohne hier 68 Jahre. Ich hänge an Eisenheim. Wenn ich ausziehe – dann im Sarg.«

#### *Arbeiterinitiative*

»1972 haben wir uns zusammengetan – zu einer Arbeiterinitiative. Und haben 5 Jahre lang gekämpft wie die Löwen. Vor allem der Innenminister Hirsch wollte uns kaputtmachen – mit Tricks, Verzögerungen, bürokratisch. Arrogant war der – bis heute redet er nicht mit uns. Für Arbeiter hat er nichts übrig. Das war sehr schwer für uns. Aber 1977 haben wir gewonnen. Viele Leute haben auf unserer Seite gestanden – sogar der Bundespräsident Gustav Heinemann hat sich eingesetzt. Dann der Prof. Robert Jungk und die Landtagsabgeordneten Heinz Schleusser und Manfred Dammeyer, die Oberbürgermeisterin Luise Albertz, der Bundestagsabgeordnete Olaf Schwenke.«

#### *Volkshaus*

»Als die drei Waschhäuser nicht mehr gebraucht wurden, haben wir sie unter der Hand umgebaut. Eines ist jetzt unser Volkshaus. Dort finden jeden Monat die Versammlungen der Eisenheimer Bevölkerung statt; Quartierat nennen wir sie. Wir verwalten uns hier selbst; es geht nichts bei der Stadt oder beim Eigentümer mehr ohne uns. Das ist wirkliche Mitbestimmung. Im Volkshaus haben wir eine Bücherei angelegt; und einen Raum, wo wir historische Sachen ausstellen, ein ganzes Zimmer von früher mit allerlei drumherum. Im Volkshaus wird oft gefeiert: Karneval, Sommerfest, Erntedank, Schlachtfest, Nikolaus, Pressefest des Ruhr-Volksblattes, das hier in Eisenheim gegründet wurde; auch Familienfeste wie Geburtstage, Verlobungen, Silberhochzeiten. Der Professor Robert Jungk hat 1974 das Volkshaus eingeweiht – mit einer ‚Zukunftswerkstatt‘, wie er die Veran-

anstellung nannte. Robert Jungk hat uns viel geholfen. Aber auch viele andere Leute waren bei uns – aus anderen Siedlungen, viele Journalisten, Professoren, Schulklassen, Studenten, Filmleute. Als der Eigentümer das gesehen hat, hat er uns einen Mietvertrag gegeben, gratis, wir zahlen nur die Unkosten und die Versicherung.»

#### Kinderhaus

»Im zweiten Waschhaus haben wir das Kinderhaus eingerichtet. Fünf Tage in der Woche kommen hier so 40 Kinder zum Schularbeitenmachen. Sechs Frauen betreuen sie. Es wird auch gespielt, gemalt, gebastelt, Theater probiert.«

#### Kulturpreis

»1978 hat die Kulturpolitische Gesellschaft mit dem Bundestagsabgeordneten Olaf Schwencke uns den Kulturpreis 1978 gegeben. Die Stadt Oberhausen hat noch nicht mal gratuliert; sie ist eifersüchtig darauf, daß wir Arbeiter was tun, ohne zu fragen und zu betteln. Zum erstenmal hat der Kumpel einen Kulturpreis gekriegt. Wir haben in der Siedlung immer schon viele Möglichkeiten gehabt – aber wir haben uns gedacht: Daraus können wir noch mehr machen. Der Professor Jungk hat uns damals dazu ermutigt.«

#### Anmerkungen

- 1 M. Edelmann: Politik als Ritual, Frankfurt 1976.
- 2 Das Nordische Museum Stockholm macht seit 1945 jährlich eine Kampagne, in der Volkskundler mündliche Aussagen über ein jeweils wechselndes Berufsfeld und seine Geschichte einholen. Das Museum archiviert das Material im Museum und veröffentlicht jährlich einen Band, z. B.: Järnvägsminnen (= Erinnerungen von Eisenbahnarbeitern). Svenskt Liv och Arbete Nr. 13 (Nordiska Museet), Stockholm 1952; Stenhuggarminnen (= Erinnerungen von Steinbrucharbeitern). Svenskt Liv och Arbete Nr. 31, Stockholm 1973. Weitere Bände über Sägewerksarbeiter, Bauarbeiter, Schriftsetzer, Metallarbeiter, Buchbinder, Landarbeiter u. a. Auffällig ist, daß die Volkskunde in Schweden einen breiten sozialwissenschaftlichen Anspruch hat und sich intensiv der Arbeiterschaft zuwendet.
- 3 Zum Beispiel: O. Lewis: La Vida. A Puerto Rican Family in the Culture of Poverty – San Juan and New York, New York 1968; V. I. Armstrong, I have spoken. American History Through the Voices of the Indians, Chicago 1971.
- 4 E. Runge: Bottroper Protokolle, Frankfurt 1968. Von derselben Autorin stammt auch der für die deutsche Dokumentarfilm-Geschichte wichtige Film »Warum ist Frau B glücklich?« (1968).
- 5 Oral History. The Journal of the Oral History Society 1, 1972 ff. (Sociology Department, University of Essex, Colchester, Essex, England. Herausgeber: Paul Thompson). Wichtigstes Werk: P. Thompson: The Edwardians, London 1975. Vgl. auch seine Einführung: Oral History. The Voice of the Past, London 1978, sowie A. D. Baddely: The Psychology of Memory, New York 1977, sowie L. Niethammer: Oral History in USA, in: Archiv für Sozial-Geschichte 18 (1978), S. 457–501.
- 6 Mündliche Aussagen werden verwandt in: Projektgruppe Eisenheim mit J. Boström / R. Günter: Rettet Eisenheim. Eisenheim 1844–1972, Hamburg 4. Aufl. 1977; J. Boström / R. Günter (Hg.): Arbeiterinitiativen im Ruhrgebiet, Hamburg 1976; R. Günter: Eisenheim – das ist eine Art, miteinander zu leben, in: R. Gronemeyer / H. E. Bahr (Hg.): Nachbarschaft im Neubaublock, Weinheim 1977; J. Günter: Leben in Eisenheim. Arbeit, Kommunikation und Sozialisation in einer Arbeitersiedlung, Weinheim 1979. P. Faecke / G. Haag / R. Stefaniak: Gemeinsam gegen Abriß. Ein Lesebuch aus Arbeitersiedlungen und ihren Initiativen, Wuppertal 1977 (entstanden aus Tonbandaufzeichnungen für Rundfunksendungen in Aktionen der Arbeiterinitiativen).
- 7 Die Aussagen der Bewohner differenzieren – im Gegensatz etwa zu Hans Dieter Baroth, dessen Buch »Aber es waren schöne Zeiten« (Köln 1978) nahezu totales Elend und Deformation der Bevölkerung darstellt. Baroth weigert sich, Komplexität, Widersprüche, Doppelwertigkeit und Relativität von Tatsachen anzuerkennen. Baroth steht beispielhaft für eine Anzahl von Arbeiter-Aufsteigern, deren (subjektives) Problem die Distanzierung von ihrer Vergangenheit ist – auf Kosten der Tatsachen.
- 8 Abgesehen von wenigen Sätzen werden die Aussagen der Eisenheimer Bewohner in ihrer eigenen Sprache wiedergegeben. Die Korrekturen beziehen sich nur auf Geringfügigkeiten. Zur Arbeitersprache siehe: J. Günter: Arbeitersprache als Ausdruck spezifischer Qualitäten (Forschungsstelle Eisenheim), Oberhausen 1975.
- 9 S. Anm. 6, ferner: R. Günter: Eisenheim – ein Entwicklungsprozeß alternativer Kultur, in: H. v. Gizycki / H. Habicht (Hg.): Oasen der Freiheit, Frankfurt 1978, S. 154–164.